



Merle Ibach

OSTSEE PRINZESSIN

MEIN GANZ UNMÖGLICHER TÖRN



DELIUS KLASING

Merle Ibach

OSTSEE PRINZESSIN

MEIN GANZ UNMÖGLICHER TÖRN

DELIUS KLASING VERLAG



Navigare necesse est



Seefahren ist notwendig. Wieder so ein schlauer Spruch aus meinem Lateinbuch. Immer wieder gibt es Ereignisse, die Erinnerungen an diese markanten Sprüche wecken. Oft genug sind im Leben die Würfel gefallen. Und ohne ein *cui bono* – wem es nutzt, könnte man die ganzen Ereignisse der Finanzwirtschaft nur schwer begreifen.

Ein Spruch, mit dem ich eigentlich nie etwas anfangen konnte, war dieser: *Navigare necesse est*. Meine Fantasie hatte nie so weit gereicht, als dass ich darin allen Ernstes eine Weisheit mit ganz viel Tradition, Tiefgang und Bedeutung hätte erkennen können.

Das änderte sich aber ganz und gar mit meiner Tochter Merle. Plötzlich fing sie an, sich zu überlegen, dass sie ein Boot bräuchte, und ich wurde Zeuge von Plänen, in denen von monatelangen Seefahrten die Rede war. Und das alles, ohne dass ich erkennen konnte, dass sie hierzu die Fertigkeiten besessen hätte – geschweige denn, dass eine Finanzierung realisierbar war.

Aber der Drang zur Seefahrt gebar die Lösungen. Sie nahm mehrere Jobs an, arbeitete von morgens bis abends, organisierte Seekarten und lernte Navigation, Funken, die Bedeutung von Tonnen, Signalen und Wetter. Da war das Telefon, das ständig klingelte, weil Freunde und Vereinskameraden ihr Ratschläge gaben. Da war das Internet, in dem sie sich längst ein Netzwerk von Helfern aufgebaut hatte, die von der Kraft ihres Vorhabens mitgezogen wurden und ihr mit Ausrüstungsgegenständen und Bootsbaumaterialien aushalfen. Das wohl Verrückteste kam, als eines Morgens der Paketdienst klingelte und mir ein altes russisches Rettungsschlauchboot für Merle übergab.

Dann kam der Zeitpunkt des Abschieds. Merle ging an Bord und verließ Berlin, das Land und uns. Sie verlagerte ihren Lebensmittelpunkt auf das Wasser, auf ihre acht Meter lange LILLEMY. Die gewohn-

Danksagung

ten Orientierungen an Land, die Städte, Straßen und täglichen Wege verloren an Bedeutung, und Wellen, Wind und Wetter bestimmten den neuen Weg.

Seefahren ist notwendig. Ja, mittlerweile ist es mir klar geworden. Und wenn Merle inmitten einer Gruppe alter Seebären sitzt und über Ankerketten diskutiert, kann ich nur danebenstehen, nicken und an mein altes Lateinbuch denken.

Gerold Ibach



Danksagung



Ich möchte gerne den Menschen danken, die mich in den verschiedensten Phasen unterstützt haben – von der Vorbereitung über die Reise selbst bis hin zur Umsetzung dieses Buchs. Damit ich niemanden vergessen kann, werde ich einfach keine Namen nennen, so kann sich jeder einer der erwähnten Gruppen selbst zuordnen.

Zunächst gilt mein Dank natürlich meiner Familie, die nie wirklich wusste, was ich gerade tat, mich darin aber immer unterstützte und motivierte – sogar, als ich selbst nicht mehr an mich glaubte. Ebenso meinen Freunden, die all das noch weniger verstanden und dennoch wie selbstverständlich mit anpackten, wo sie nur konnten. Außerdem meinem Verein, ganz besonders U.F., sowie den Jungs und Mädels vom Segeln-Forum, von SVB, Secumar, Henry Lloyd und Haase, ohne die ich nicht einmal bis Klintholm gefunden hätte.

Danken möchte ich auch meiner Lektorin, die mich dazu gebracht hat, diese Geschichte aufzuschreiben, und dem ganzen Verlag für die beeindruckende Geduld, die sie alle mit mir hatten. Außerdem den Erfindern der »Copy + Paste«-Funktion und meiner WG für das Gnu.

Tak, Tack, Kiitos, спасибо, Aitäh, Paldies, Ačiū, Dziękuję – Danke!

Merle Ibach, März 2012

Wie alles begann

Ich hätte heulen können – nein, ich tat es. Nur waren die Tränen, die mir über das Gesicht liefen, nicht zu unterscheiden von dem Regen, der in endlosen Strömen auf mich niederprasselte. Ich war durchgeweicht bis auf die Unterhose. Es war nass, es war kalt, es war grau – es war einfach zum Heulen. Und trotzdem konnte ich mich nicht bewegen. Ich schaute an mir hinunter. Mit den Stiefeln stand ich in einer Pfütze, aber das machte auch nichts mehr aus. Um meine Füße schwammen Reste von toten Fischen. Ich ekelte mich davor, aber noch mehr ekelte ich mich davor, weiterzugehen, denn dann würde ich an dem Schwan vorbeimüssen. Seit drei Tagen schon hielt uns ein nicht enden wollender Sturm in diesem Hafen fest, und seit drei Tagen schon trieb ein Schwan mit zerzaustem Gefieder und dem Kopf unter Wasser um unser Boot. Manchmal klopfte er an unseren Rumpf, um uns zu erinnern, dass wir hier nicht willkommen waren. Deshalb stand ich jetzt hier – zitternd, inmitten einer riesigen Pfütze, um mich herum der graue Beton des Hafens, Fischgestank, das Scheppern vom Metall der Fischkutter, die vom Schwell immer wieder gegen den Kai gestoßen wurden, das Zerren der Taue und Festmacher und das Krachen von GFK auf Autoreifen – mein Boot. Warum war ich hier? Was wollte ich hier? Was wollte ich mir damit beweisen? – Ich wusste es nicht mehr, mein Kopf war einfach nur leer, komplett leer. Und das Schlimmste war: Ich hatte mir all das selbst ausgesucht.

Es war Anfang Mai. Vor gut einer Woche waren mein Freund und ich aus Berlin losgefahren, über die Oder nach Stettin und von dort weiter, südlich an Rügen vorbei, vorbei auch am Darß und rüber nach Klintholm, wo wir jetzt schon seit ein paar Tagen eingeweht lagen. Weit waren wir noch nicht gekommen, aber ich hatte jetzt schon keine Lust mehr. Mein großes Ziel war es gewesen, loszufahren, die Pflicht sozusagen, und die hatte ich geschafft; der Rest sollte eigentlich nur noch Kür sein. Aber sah so eine Kür aus? Ich hatte so viel über das Reisen gelesen, so oft bei den Geschichten von den alten Seebären aus meinem

Wie alles begann

Verein zugehört, und alles hatte sich immer so aufregend und schön angehört. Aber das hier war alles andere als aufregend oder schön, das war einfach nur ätzend. Sowieso kotzte mich gerade alles an. Wir lagen im Fischereihafen, der nicht nur vor Gestank kaum zu ertragen war, sondern auch noch absolut ungeschützt den ganzen Schwell ungebremst auf mein Boot zurollen ließ, das wie ein kleiner Korken hin und her gerissen wurde. Dabei war direkt nebenan der schönste, neu gemachteste und geschützte Hafen, den man sich nur wünschen konnte. Aber genauso teuer wie er aussah, war er auch. Man hatte mir zwar gesagt, dass die Häfen in Dänemark teuer sein sollten – aber so teuer? Vielleicht war es auch einfach normal, aber ich fand die Relation nicht gerechtfertigt. Pro Nacht sollten 25 Euro bezahlt werden, und die hatte ich nicht. Für andere wäre das sicher kein Thema gewesen. Die Schiffe, die dort teilweise lagen, sahen aus, als würden sich die Besitzer mit der Summe den Hintern abputzen, aber bei mir gab es leider noch normales Toilettenpapier, wie auf jedem anderen Schiff von Normalsterblichen auch. Eigentlich war ich eher stolz darauf, dass ich überhaupt eine Toilette an Bord hatte. Mein Schiff hatte knappe acht Meter und dafür erstaunlich viel Platz. Die meisten hatten mich von außen belächelt und waren dann doch verwundert, was da drinnen alles so Platz fand – »ein richtiges Raumwunder« – ja, das war es. Und dieses Raumwunder war jetzt komplett nass, von außen und von innen.

Ich stand noch eine Weile in der Pfütze und wartete, dass etwas passierte. Irgendeine Eingebung oder ein plötzlicher Wetterwechsel, aber es kam nichts. Also ging ich zurück zum Boot, ganz langsam. Dabei versuchte ich, jeden Blick zum Wasser zu vermeiden und den toten Schwan einfach zu ignorieren. Ich hatte Angst, dass, wenn ich ihn anschaute, er plötzlich doch seinen Kopf aus dem Wasser heben würde, mit dem Flügel gegen seine Schläfe tippen, abschätzig grinsen und mir sagen würde, wie bescheuert ich wäre und dass das alles doch eh nichts würde. Dann würde er sich umdrehen und mit mitleidvollem Kopfschütteln um die nächste Ecke verschwinden. Nun gut – dann

Wie alles begann

wäre er wenigstens weg. Ich blickte aufs Wasser – nichts passierte. Ach doch, eines: In der Zwischenzeit hatte sich ein zweiter Schwan mit hängendem Kopf dazugesellt, der noch um einiges zerrupfter aussah. Angewidert kletterte ich über die Autoreifen die Hafenummauer hinunter und stieg auf mein Boot. An der Seite hatte es schon ganz schön Farbe verloren. An sich war es dunkelblau, aber die Fender hatten es auf der rechten Seite bereits durch ohrenbetäubendes Dauerquietschen hellblau gescheuert, da half auch kein Spülmittel oder andere Schmierseife.

Als ich das Steckschott aufmachte, blickte mich von unten ein unglücklicher Joschka an. Für meinen Freund war es das erste Mal auf so einem Boot. Nicht dass ich wesentlich mehr Erfahrung gehabt hätte, aber im Gegensatz zu ihm konnte ich segeln und wusste einigermaßen, was mich erwarten würde. Immerhin war ich bereits ein paar Tage auf einem Törn mitgefahren. Er aber war überzeugter Nichtsegler und konnte mit der ganzen Segelei auch wirklich gar nichts anfangen. Der einzige Grund, warum er sich darauf eingelassen hatte, war mir zuliebe und vielleicht auch, weil er Angst hatte, mich ganz alleine fahren zu lassen. Im Nebeneffekt waren so auch meine Eltern wenigstens etwas beruhigter. Er wusste genauso wenig wie ich, was alles passieren könnte, aber ein klarer Menschenverstand reichte aus, um sich die schrecklichsten Dinge vorzustellen. An eine mentale Zerreißprobe solcher Art hatten wir dabei nicht gedacht. Nun standen wir hier. Eilig machte ich hinter mir das Schott wieder zu. Zwar war eh schon alles nass, aber es reichte, dass das Wasser von unten gegen die Bodenbretter platschte, sie mussten nicht auch noch hochschwimmen. Die nassen Klamotten stapelten wir auf der Treppe am Niedergang, aber selbst das half nichts. Das Wasser verteilte sich von selbst, floss über den Boden, wurde von den Polstern aufgesogen und rann die Decke hinunter. Kleine Rinnsale hatten sich an den Wänden und über unseren Köpfen gebildet, sammelten sich und schossen in Sturzbächen auf die Bücher hinab und auf meinen Stapel Seekarten, was ich aber erst bemerkte, als es schon lange zu spät war. Joschka versuchte, mich

Wie alles begann

etwas zu fragen, aber ich verstand nichts. Es war einfach zu laut. Ratlos guckten wir uns an. Wahrscheinlich hätte ich ihn sogar verstehen können, wenn ich gewollt hätte, aber ich wollte nicht. Denn die einzige Frage, die es zu stellen gab, war: Und jetzt? Und darauf wusste ich eh keine Antwort. Ich setzte mich neben ihn. In Zukunft würde ich ihn wohl nicht mehr überreden können, noch mal mit mir auf Reisen zu gehen – zumindest nicht mit einem Boot. Aber das konnte ich verstehen, ich hatte auch keine Lust mehr, egal, was die anderen sagten. Zwar konnte es nur besser werden, aber damit ich mich wohlfühlen könnte, müsste ein Wunder geschehen, und das war gerade beim besten Willen nicht vorstellbar oder gar in Sicht. Dieser Törn war ein Versuch gewesen, der Versuch war gescheitert, in Zukunft konnte ich darauf verzichten. Aber nun war ich schon einmal losgefahren, also würde ich es auch durchziehen, zumindest nicht einfach so kampfflos aufgeben, dafür war es einfach zu viel Arbeit gewesen. Meine Mutter hatte mir zwar am Telefon versichert, dass sie alle schon stolz genug auf mich wären und dass ich nur Bescheid geben sollte, sie würde mich sofort abholen, aber verdammt noch mal, ich hatte mich für dieses Jahr gegen Studium, Ausbildung oder andere gute Taten entschieden und mir wirklich so den Arsch aufgerissen, das konnte doch jetzt nicht alles sein! Das Einzige, was diesen Tag noch retten konnte, war ein leckeres, warmes Essen. Durch den neuen Mut, den ich mir gerade selbst zugeredet hatte, merkte ich auch, dass ich inzwischen einen ganz schönen Hunger hatte. Es sollte ein Restefestmahl werden. Also schälten wir Kartoffeln, schnippelten Salat und kochten Brokkolicremesoße. Wir konnten es kaum abwarten. Der Tisch war gedeckt, zur Feier des Tages sogar mit einer Kerze. Ich kuschelte mich in meine gelbe Fleecedecke, die ich inzwischen zum Bordpflichtequipment Nummer eins erkoren hatte, Joschka stellte die Töpfe auf den Tisch, wir bewunderten kurz unser Essen, schaufelten uns die Teller voll und fingen nach fast zwei Stunden Vorbereitung endlich an – es schmeckte widerlich. Die Kartoffeln waren nicht nur schrecklich zerkoht, sondern auch noch kom-

Wie alles begann

plett versalzen. Die Brokkolicremesoße aus der Tüte war viel zu wässrig und der Salat hatte seine besten Tage auch schon lange hinter sich. Joschka meinte, dass es das Ekligste war, was er je gekocht hatte. Und ja, er hatte recht: Es war wirklich ungenießbar. Trotz meines Hungers bekam ich nur ein paar Bissen runter. Wir kramten eine noch halb trockene Packung Kekse hervor und ließen uns auf die Polster fallen. Das war eins zu viel gewesen. Ich war nicht mehr traurig oder deprimiert oder enttäuscht, ich war einfach nichts mehr. Joschka schien es ähnlich zu sehen. Er versuchte, mich zu umarmen, und bestimmt hätte er mir gerne irgendwelche aufmunternden Worte gesagt wie »alles geht vorbei, es kann nur besser werden«, oder »gemeinsam schaffen wir das«, aber er wusste genauso wie ich, dass das nicht so war. Ich echt Mist gebaut hatte. Er hatte mir versprochen, bis Kopenhagen bei mir zu bleiben, bis ich einigermaßen Überblick über das Boot bekommen hatte. Ich hatte die Verantwortung für all das hier. So lagen wir noch eine Zeit lang resigniert da, schauten immer wieder auf die Uhr, stellten aber nur fest, dass die Zeit nicht vergehen wollte. Aber auf was warteten wir denn überhaupt? Morgen sollte es immer noch nicht besser werden, und noch so einen Tag? Wir würden durchdrehen, wir mussten hier einfach raus. Morgen würden wir den Bus nehmen und in die nächste Stadt fahren. Wir würden unser nicht vorhandenes Geld nehmen und uns einen richtig schönen Tag in der Stadt machen. Dort würde es auch bestimmt ein Internetcafé geben, Läden, vielleicht auch ein Museum oder eine Bücherei, ich hatte sogar von einer Bonbonfabrik gehört. Mit dem Glauben ans Gute und dem Gedanken an riesige bunte Bonbons gingen wir schlafen, zumindest ins Bett. Bis ich schlafen konnte, würde es noch einige Stunden dauern. Das Schlagen meines Boots gegen die Pier, das Quietschen der Fender und das Krachen des GFKs machten mir wirklich Sorgen.

